Der Fluch im Hause.

Eine Dorfgeschichte. Von Richard Brandt.

Der reiche Bauer Martin Reinitz hielt Hochzeit und fast das ganze Dorf war geladen.

Musikanten blasen und fiedelten, geputzte Kinder sprangen und sangen auf der Straße, während die alten in ihren Sonntagskleidern still bedächtigen Schrittes nach dem Hochzeitshause wandelten.

Aus den Nachbardörfern kamen die Wagen mit heiteren Gästen. Die Kutscher knallten, die mit bunten Bändern und Blumen geschmückten Pferde wieherten, — Lärm, Lust und Freude überall.

Der Bauer, ein großer starkknochiger Mann mit hagerem Gesicht, aus dem ein Paar grauer Augen klug in die Welt hinausblickten, stand in der Wohnstube seines Hauses über eine Wiege gebeugt, in der ein kleines, schwächliches Mädchen von ungefähr drei Jahren schlummerte.

„Heut' will ich Dir eine Mutter geben, armes Ding," murmelte er, „die Dich pflegen und hegen wird, besser wie Fremde, und auch wie Dein Vater, der nichts davon versteht! — Wie sie der Mutter ähnelt, wenn sie so daliegt!"

Er schwieg, in den Anblick des Kindes und in die Erinnerung an vergangene Zeiten verloren.

Die Kleinmagd, welche zugleich die Stelle eines Kindermädchens versah, trat ein.

„Mein Gott, Herr Reinitz," rief sie, „Sie sind ja noch in Hemdsärmeln und der Küster hat schon vorgeläutet. Die Braut ist auch gleich fertig und die Gäste lassen sich den Wein und Kuchen schon gut schmecken!"

Der Bauer fuhr aus seinem Träumen auf.

„Tragt die Wiege in Eure Stube," sagte er zur Magd. „Es wird heute hier sehr laut werden und Emmchen braucht Schlaf. Der Doctor meint, es wäre das Einzige, was sie stärken könnte."

„Wie der Bauer will," erwiderte das Mädchen, ging nach dem Flur, winkte einem Knecht und Beide trugen das Kind mit seinem Bettchen hinaus.

Martin Reinitz hatte unterdessen aus dem Schranke seinen schwarzen, etwas altmodischen Rock genommen, der ihm schon bei der ersten Hochzeit Dienste geleistet hatte, und sich denselben angezogen. Er holte ein reines Taschentuch aus der Kommode und griff nach seinem Cylinderhute, dem er mit dem Rockärmel Glanz und Glätte zu geben versuchte.

Dabei war es plötzlich, als ob eine gewisse Schwäche ihn übermannte. Er sank auf einen Stuhl nieder, legte sinnend den Kopf in seine Hand, seufzte tief auf und nach einer kleinen Weile rann Thräne auf Thräne über die von Luft und Sonne gebräunten, von Mühe und Arbeit gefurchten Wangen.

Auf der andern Seite des Hauses, in der Stube, die den alten Leuten, welche sich müde gewirthschaftet und an ihre Kinder das Regiment abgetreten hatten, stets als Aufenthalt gedient, so lange Reinitze in diesen Räumen gewaltet hatten, stand die Braut, eine schlanke Brünette im Ende der zwanziger Jahre, mit großen braunen Augen und einem feingeschnittenen, schmalen Gesicht, wie man es bei Landleuten selten findet. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid und ließ sich vor dem Spiegel von einer robusten Person in mittlerem Alter mit breitem aufgedunsenem Gesicht und gewöhnlichen Zügen, den Kranz im Haar befestigen.

Neben der Braut stand ihr Bruder, ein Landmann, der sich erst unlängst in einem Nachbardorfe angekauft hatte.

„Wenn Du nun einmal nicht mehr bei mir bleiben willst, Hanna", sagte er in ruhigem, halb scherzendem Tone, „dann hast Du sehr recht gethan, Martin zu nehmen; er ist ein gesetzter, braver Mann, Deinem Alter angemessen und Haus und Hof sind schuldenfrei. Mir wird jetzt nichts Anderes übrig bleiben", fuhr er seufzend fort, „als auch zu heirathen. Eine Bauerwirthschaft ohne Frau, das geht auf die Dauer nicht!"

„Lieber Otto," entgegnete die Braut, ein goldenes Kreuz an einer goldenen Kette um den Hals legend, „es ist besser ich gehe selbst, als daß eine junge Frau mich gehen heißt!"

„Das würde nie geschehen!" rief der junge Mann leidenschaftlich.

„Pst!" machte die Schwester und schloß ihm lächelnd mit der Hand den Mund. „Das weiß ich besser! Junge Eheleute wollen und müssen allein sein. — Nicht wahr, Frau Töpper?" wandte sie sich fragend an die andere im Zimmer befindliche Frau.

„Das versteht sich, Jungfer Werner," erwiderte diese mit rauher, tiefer Stimme, die vortrefflich zu ihrem Aeußeren paßte. „Und darum werde auch ich in acht Tagen mein Bündel schnüren und dies Haus verlassen."

„Ja," sagte Hanna, „ich weiß es; und das ist für mich das einzige Schlimme bei der ganzen Hochzeit. Sie sind eine gute, treue, brave Person, und ich hätte sie gern um mich behalten, aber —"

„Junge Eheleute müssen allein sein," fiel Frau Töpper ein. „Beruhigen Sie sich, Jungfer Werner, ich finde auf dem Rittergute meine alte Stellung wieder. Wenn dies das einzige Unangenehme bei Ihrer Heirath wäre, dann könnten Sie getrost vor den Altar treten!"

Die letzten Worte wurden in so eigenthümlichem Tone gesprochen und über die Züge der Frau lief ein so seltsames, halb schadenfrohes, halb verschmitztes Lächeln, daß die Geschwister sich gegenseitig erstaunt ansahen.

Otto heftete seine Blicke fragend auf Frau Töpper.

„Das einzige Unangenehme?" wiederholte er. „Was sollte es denn sonst noch geben? Haben Sie etwas gegen den Bauer oder gegen meine Schwester? Sind Ihnen Klatschereien zu Ohren gekommen?"

Die Wirthschafterin zuckte die Achseln.

„Ich war über ein Jahr hier," versetzte sie, „seit dem Tode der ersten Frau, und da hört man so Manches. Sie wissen, daß der Bauer mit der Verstorbenen fünf Kinder hatte, die sämmtlich im ersten Lebensjahre starben?"

„Ja," bestätigte Hanna, „ich weiß es. Die Frau ist immer krank gewesen. Auch das kleine Mädchen, welches sie Martin hinterlassen hat, ist siech und elend."

„Und wird sterben, wie die anderen Kinder gestorben sind," fiel Frau Töpper ein. „Aber dafür kann die Todte nicht, denn sie war nicht krank, sondern eine starke, gesunde Person. Das macht nur der Fluch im Hause!"

Hanna erbleichte.

„Der Fluch im Hause?" wiederholte Otto und seine Stimme zitterte. „Was soll das heißen? — Gehen Sie heraus mit der Sprache!"

Die Wirthschafterin ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann: „Es wundert mich, daß der Bauer es Ihnen noch nicht gesagt hat. Einmal werden Sie es ja doch erfahren, und besser ist es für Sie, Sie erfahren es zu früh, als zu spät. Martin ist der zweite Sohn seiner Eltern, dem nach unserer Sitte nichts weiter von dem großen Erbe zufiel, als ein paar hundert Thaler, welche ihm der älteste Bruder herauszahlen mußte, wenn er die Wirthschaft übernahm. Martin war auch bereits bei einem Sattlermeister in die Lehre gebracht, als das Unglück auf diesem Hofe geschah. Der Erbe verliebte sich in ein flinkes, rothhaariges Geschöpf, die Tochter des Gemeindehirten. Das Wettern des alten Reinitz, dem damals das Gut gehörte, das Jammern seiner Frau soll entsetzlich gewesen sein; aber der Sohn ließ nicht von dem Mädchen. Sie mußte es ihm angethan haben; hieß es doch überall, der Alte könne hexen, und die Junge habe es von ihm gelernt. Und was geschah? Der Bauernsohn ging aus dem Hause, verdingte sich als Knecht und heirathete das rothhaarige Mädchen. Na, das Elend! Es fehlte an Allem. Der reiche Bauer war und blieb hart gegen den Sohn, der Schäfer wollte von seiner Tochter nichts mehr wissen. Als der junge Knecht keinen Dienst mehr fand, verschwand er in die Fremde. Nun war die Verlassene ganz allein und wußte nicht wo aus noch ein. Im ganzen Dorfe verhöhnte man sie und verweigerte ihr das Obdach.

Da kam sie zur Bäuerin hier auf den Hof und flehte um Aufnahme. Die Bäuerin war eine fromme Frau, kein Armer ging leer von ihrer Schwelle, und der Jammer der Person griff ihr ans Herz wie mit feurigen Zangen. Sie nahm sie auf, und der Bauer gab unter der Bedingung seine Einwilligung dazu, daß die Verlassene, wenn ihr Kind geboren sei, dieses auf dem Hofe lasse und mit einem guten Stück Geld versehen auch in die weite Welt ziehe.

In ihrer Herzensangst soll das Mädchen es ihm geschworen haben.

Ein Knabe kam zur Welt, der so bildschön gewesen sein soll wie selten ein Kind, und so groß und so stark.

Es schien, als habe er auch den Frieden vom Himmel mit herabgebracht, denn es wurde alles still auf dem Bauernhof, man sah und hörte nichts mehr, es ging alles im gewohnten Geleise.

Plötzlich starb das Kind, und die Mutter, rasend vor Schmerz und Wuth, wirft ihrer Schwiegermutter vor allen Leuten ins Gesicht, sie habe dem Kinde Mohnsaft in die Milch gegossen, sie habe das Kind vergiftet.

Der alte Bauer jagte sie in Zorn und Entrüstung zum Hause hinaus und sie that den Fluch! — Hier draußen unter der alten Eiche soll sie gestanden haben, drohend die Faust erhoben, und die Sonne glänzte und glitzerte auf ihrem rothen Haar — wenn noch ein Gott im Himmel lebe, so werde in diesem Hause kein Kind mehr groß. Darauf verschwand sie und ist nie wieder hier gesehen worden." —

„Und Martin's Bruder?" fragte Otto.

„Ist nachher wiedergekommen, ging aber in den See, der an Reinitzen's Acker stößt und ertränkte sich."

Hanna war todtenbleich geworden. Ihr Auge ruhte mit ängstlichem Ausdruck auf der Erzählerin und auch Otto's Wangen hatten ihre Farbe verloren.

„Und sehen Sie, es ist eingetroffen," fuhr Frau Töpper fort. „Die Eltern gaben bald die Wirthschaft an Martin. An dessen Hochzeitstage starb der Vater ganz plötzlich und die Mutter folgte ihm bald nach; dann die Kinder und die Frau, alle sind sie unter der Erde. Hier wird kein Fest gefeiert ohne Unglück und Trauer, und aus den schwarzen Kleidern kommt man hier das ganze Jahr nicht heraus. Gott erbarme sich dieses Hauses und der Menschen die darin wohnen!"

Die Frau verstummte und faltete die Hände.

Hell und freudig erklangen jetzt vom Kirchenthurme die Hochzeitsglocken. Jauchzende, lachende Stimmen wurden auf der Straße laut. Lustig ertönten Horn, Trompete und Klarinette und schienen die Zögernden zu rufen. Drinnen im Zimmer war es still geworden.

Hanna hatte die Hände ineinander geschlungen und die Blicke zum Himmel gewandt; dann erhob sie sich plötzlich und sprach ruhig und ernst zu der Wirthschafterin: „Sagen Sie Herrn Reinitz, daß ich bereit sei."

Die Frau verließ — ein heimtückisches Lächeln auf den Lippen — die Stube.

Otto trat zu seiner Schwester und hastig sprach er: „Gieb ihm den Ring zurück, reiß Dir den Kranz aus dem Haar und wirf ihn von Dir, es ist eine Dornenkrone. Wäre es nur leeres Gerede, so würde Martin längst darüber gesprochen, Dich aufmerksam darauf gemacht haben, aber es ist wahr, denn er hat geschwiegen!"

Hanna drückte einen Kuß auf die Wange des Bruders. „Laß gut sein, Otto!" sagte sie. „Was dem Menschen bestimmt ist, dem entgeht er nicht und dem soll er sich auch nicht entziehen. Ein Weib schleuderte den Fluch in dieses Haus, warum sollte es einem Weibe nicht gelingen, ihn in Segen zu verwandeln? Wer weiß auch, was die Frau, die ungern ihre Stellung als unumschränkte Herrin hier verlieren wird, aus eigenem Antriebe dazu gethan hat! Ich habe Martin lieb. Was ihm auch bestimmt ist zu tragen, ich werde als sein Weib mein Theil still und ruhig auf meine Schultern nehmen. Es ist kein Kreuz zu schwer. Komm, laß uns gehen!"

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und der Bauer erschien mit ernster Miene auf der Schwelle. Hinter ihm drängten sich die Hochzeitsgäste und schmetternde Musik hallte dröhnend in's Gemach. Der Zug ordnete sich, man ging zur Kirche. Die Trauung wurde vollzogen.

Die Glocken ertönten von Neuem, die Orgel setzte ein und der Zug schickte sich an, die Kirche zu verlassen. Da schwiegen plötzlich die fröhlichen Klänge vom Thurme, aber nur ein paar Sekunden und dann setzte, statt der verhallten Silberstimme der kleinen Glocken, die große dumpf und schwer mit einem tiefgrollenden Mißton ein, der voll und ganz ausdröhnte, um sofort wieder erneuert zu werden. „Feuer!" rief's auf den Straßen, „Feuer!" ertönte es aus schreckensbleichem Munde der in der Kirche Versammelten und Alles drängte in regelloser Flucht und Hast dem Ausgange zu. Ein entsetzliches, lähmendes Gefühl überkam Hanna. Die Worte der Wirthschafterin fielen ihr ein: „Hier wird kein Fest gefeiert ohne Unglück und Trauer." Sie zog ihren Arm aus dem des Bauern.

„Martin," sagte sie ruhig und ernst, „ich weiß Alles — von Deinem Bruder — von der Hirtentochter und von dem Fluche! Martin, das ist Dein Haus, was da brennt. Laß uns eilen!"

Reinitz stand bei ihren Worten im ersten Augenblicke wie betäubt. Darauf drückte er fest ihre Hand und seine Augen sagten: „ich habe Dich verstanden!"

Dann verließ er die Kirche.

Hanna sah um sich. Das glänzende Hochzeitsgefolge war zerstoben, die Orgel verstummt, nur vom Thurme tönte das Sturmgeläut der Glocke und auf der Straße riefen und schrieen die Männer durcheinander.

Ihres Gatten Haus brannte wirklich. Mächtige Rauchwolken wallten zu dem blauen Frühlingshimmel auf, Flammen züngelten empor. Das Vieh brüllte und rannte wie rasend auf der Straße umher. Das Wohnhaus stand in lichten Flammen und brennende Theile des Daches flogen wie feurige Wolken durch die Luft, Stallungen und Scheuer entzündend.

Hanna drängte sich durch die Menschenmenge, welche das Haus umstand und mehr den Hilfeleistenden im Wege war als thätig mit eingriff.

„Wo ist mein Mann?" rief sie den Leuten zu.

„Im Hause," entgegnete ihr die Wirthschafterin, „er holt seine Papiere, sein Geld. — Ach, meine Betten, meine schöne Betten!" rief sie dann jammernd und händeringend.

„Sind außer ihm noch Menschen im Gebäude?" fragte Hanna.

„Nein, nur der Bauer! Ihr Bruder hat das Vieh aus den Ställen gelassen und es ist von den jungen Leuten in den Garten getrieben worden."

Die junge Frau achtete auf die letzten Worte nicht mehr. Ein neuer entsetzlicher Gedanke tauchte in ihrer Seele auf.

„Und das Kind?" rief sie schreckenvoll.

„Das Kind ist noch im Hause. Das lassen Sie nur! Sterben muß es doch, ob nun so oder so. Hinten bei den Mägden muß das Feuer ausgekommen sein. Das Kind ist gewiß längst erstickt."

„In dem Gehöft wird ja doch kein Kind groß!" rief eine alte Frau.

Das Dach war heruntergebrannt, die Sparren ragten glühend gen Himmel und aus den Fenstern, deren Scheiben längst zersprungen waren, schlug Rauch und Lohe.

Nur der Flur schien noch frei vom Feuer zu sein. Hanna faßte blitzschnell einen Entschluß. Sie raffte ihr Kleid zusammen, rannte zum Entsetzen der Menge vorwärts und eilte in das Haus.

Links aus dem Wohnzimmer schlugen ihr, als sie dessen Thür öffnen wollte, die Flammen entgegen, aber in der Stube rechts, wo sie sich zur Hochzeit geschmückt hatte, war der Brand noch nicht rasend. Dort traf sie ihren Mann, der einem Wandschrank sein Geld und die Versicherungspapiere entnahm.

„Das Kind!" schrie sie ihm zu.

„Das haben doch die Mägde?" entgegnete er entsetzt.

Sie schüttelte verneinend das Haupt. Mit einem Schrei des Schreckens stürzte Martin aus der Stube nach einem an dieselbe grenzenden Alkoven, der als Schlafzimmer benutzt wurde.

„Der Fluch! Der Fluch!" stöhnte er. Er sprang über die dort stehenden Betten fort auf ein kleines Fenster zu, das nach der Mägdestube führte und durch welches man die Säumigen zu wecken pflegte. Unter seiner kräftigen Faust zerbrachen Scheiben und Kreuz und er versuchte durch die Oeffnung in die Mägdestube zu dringen, wo das Kind schreiend in der Wiege lag. Aber der große, kräftige Mann vermochte nicht, sich durch den engen Raum zu zwängen.

Hanna zog ihn zurück. Ohne ein Wort zu sprechen, sprang sie durch die Höhlung des Fensters, welche ihre schmächtige Gestalt bequem hindurchließ, in das andere Zimmer hinab. Der Kranz fiel von ihrem Haupte, aber was fragte sie nach dem Kranze! Sie dachte an die Worte, die sie zuvor gesprochen: „Ein Weib schleuderte den Fluch, ein Weib wird ihn lösen!"

Sie ergriff das Kind, hob es aus der Wiege und reichte es dem Gatten dar.

Wie aber wieder in die Höhe zu dem Fenster gelangen? denn die Mägdestube lag beträchtlich tiefer als der Alkoven. In dem Raume, wo sie weilte, senkte sich bereits die Decke und dicker Qualm drang von allen Seiten ein. Sie schob rasch die Wiege unter das Fenster und stieg auf dieselbe. Ihr Gatte, der das Kind auf die Betten hinter sich gelegt, reichte ihr beide Arme, und so von ihm gezogen, mit zerfetztem Kleid langte sie wieder im Alkoven an.

Sie ergriff das Kind und sie strebten nun eilig dem Ausgange zu. Als sie den Flur erreichten, ertönte ein entsetzliches Krachen und Donnern, begleitet vom gellen Aufschrei der Menge draußen. Die hintere Hälfte des Hauses war eingestürzt und das Dröhnen und Krachen der Balken um sie her belehrte sie, daß jede Sekunde der Zögerung den Tod herbeiführen könne.

Hanna's Fuß stockte, ihre Kräfte erlahmten, schwindelnd griff sie nach dem Arme ihres Gatten und dieser erfaßte mit einer Stärke, wie sie nur Todesangst und Liebe zu verleihen vermag, Weib und Kind und trug sie aus dem brennenden Gebäude.

Dort unter jenem alten Lindenbaume, wo die Hirtentochter den Fluch gesprochen, ließ Martin Hanna und das Kind sanft zur Erde gleiten und nahm still und stumm die Glück- und Segenswünsche der Menge in Empfang.

„Martin," sagte Hanna, als die erste Erschöpfung überwunden war, und das Kind in ihren Armen sich beruhigt hatte, „gräme Dich nicht! Laß brennen, was brennen will! Eine neue, bessere Zeit beginnt, denn der Fluch ist gelöst. „In dem Hause wird kein Kind mehr groß," sprach jene Unglückliche. Das Haus ist nicht mehr. Wir werden ein neues bauen und Gottes Segen wird darin nicht fehlen!"

Unter Thränen lächelnd legte sie ihm das Kind in die Arme, das sich liebkosend an den Vater schmiegte. Mit Donnergepolter stürzte das Vorderhaus zusammen und die Flammen schlugen prasselnd zum Himmel empor.

Eine Gerichtssitzung in Kanton.

Mitgetheilt von A. Berghaus.

Die Gerichtshalle bildet einen länglichen Hof. Der Richter sitzt in einer offenen Galerie hinter einem mit Aktenstücken beladenen Tische. Dem Tische gegenüber, wenige Schritte entfernt, kniet der Angeklagte. Auf beiden Seiten bilden fünf bis sechs Diener oder Unterbeamte des Tribunals eine Hecke. Der Henker und seine Knechte stehen gegen die Wand gelehnt mit ihren blutbefleckten Marterwerkzeugen; sie sind bereit, diese auf den Wink zu gebrauchen. Mein in China seit Jahren lebender Bruder Max und ich — so schrieb uns vor Kurzem ein Freund, der sich vorübergehend in Kanton aufhielt — stellen uns neben den Dolmetscher. Mit etwas weniger lauter Stimme als gewöhnlich, das einzige Zugeständniß, welches er der Majestät des Ortes macht, übersetzt mir Max die wesentlichen Theile des Verhörs. Uebrigens sind der Hof und die Galerie leer, und wir Beide die einzigen Zuschauer. Weder der Richter noch die andern Anwesenden nehmen von uns die geringste Notiz. Sie thaten als sahen sie uns nicht.

Der Richter mag ein Vierziger sein, vielleicht ein Fünfziger: blasses Gesicht, Katzenaugen, auf der Nase eine riesige Brille, die Amtsmiene geeignet, selbst ein gepanzertes Gewissen mit Schrecken zu erfüllen, der Anzug einfach, aber sorgfältig, die Nägel wahre Klauen, am Daumen ein großer Ring, das allgemeine Aussehen, ehrbar, imposant, fürchterlich. Dieser chinesische Minos ist über den Tisch gebeugt und heftet seine Augen auf zwei offene Bücher, deren eines mit schwarzen, das andere mit rothen Schriftzügen bedeckt ist. Hinter ihm stehen seine Privatdiener. Einer reicht ihm von Zeit zu Zeit die Pfeife, indem er sie ihm unter dem Arm durch in den Mund steckt und, nachdem sein Gebieter einige Züge gethan, sogleich wieder zurücksteckt. Obgleich der Richter der Südsprache vollkommen mächtig ist, so ist die amtliche Annahme, daß er nur das „Mandarin", d. h. die Nordsprache, verstehe. Daher die Nothwendigkeit eines Dolmetschers.

Er selbst nimmt an dem Verhör keinen Antheil. Dies ist Sache des Schreibers und des Dolmetschers, die er übrigens durch einige leise Worte zu leiten scheint. Tiefes Schweigen unter den Zuhörern. Soll ich es gestehen? Der Anblick des Richters macht mein Blut in den Adern gerinnen. Nichts Menschliches in diesem metallenen Antlitz. Keine Spur von Barmherzigkeit oder Menschenliebe. Ich blicke um mich und finde auf allen Gesichtern denselben Ausdruck. Ich setze mich an die Stelle des Angeklagten und der Angstschweiß tritt auf meine Stirn.

Ein Gefangener wird vorgeführt, aber vielmehr in einem Korbe hereingetragen. Gelenke wurden ihm an dieser Stelle, auf der Folterbank die Fußgelenke zermalmt. Heute ist er ein Bündel Haut und Knochen, unfähig zu antworten. Das Leben entflieht sichtlich. Auf ein Zeichen des Richters trägt man denselben fort.

Ein junger Mensch aus dem Volke wird eingeführt. Er läßt sich an der den Gefangenen angewiesenen Stelle auf die Kniee nieder. Furcht und Hinterlist leuchten ihm aus den Augen. Seine gemeinen Züge tragen bereits das unverlöschliche Gepräge des Verbrechers. Er beantwortet die üblichen Fragen: woher seine Familie ist, wie seine Eltern heißen, seine Großeltern und so fort. Dann beginnt das eigentliche Verhör: „Du hast zehn Dollars gestohlen?" sagte der Dolmetscher. Der Angeklagte leugnet standhaft, bis der Richter die Hand erhebt und der Henker vortritt. Bei seinem Anblicke ruft der Gefangene: „Ja, ja, er habe sie gestohlen, um Reis zu kaufen; Hunger habe ihn verleitet." — „In welchem Laden? In dieser oder jener Gasse, dem Schauplatz eines größeren Verbrechens, oder einer von ihm wahrscheinlich begangenen Mordthat?" — Da erblaßt der Angeklagte. Er stottert, weint, fleht um Barmherzigkeit und leugnet. Bisher hatte der Dolmetscher ihn einzuschüchtern gesucht; jetzt schlägt er plötzlich einen süßlich schmeichelnden Ton an. „Warum leugnen, mein Sohn?" sagte er. „Sprich, gestehe und Du wirst Dich unserer belohnen. Siehst Du, ich lasse Dir die Ketten abnehmen?" Der Henker entfesselt ihn. — „Und nun, mein Kind, sprich!" — Aber mein Kind ist nicht so albern. Hier beginnt zwischen den beiden Männern ein Zweikampf von Frechheit, List und Lügenhaftigkeit. Der Eine weiß, daß er für sein Leben kämpft, der Andere für seinen Ruf als Inquisitor. Der freundliche einschmeichelnde Ton des Dolmetschers stimmt wenig zu seinem gehässigen Ausdruck und zu der steigenden Angst, die sich im Gesichte des Angeklagten malt. Letzterer leugnet beharrlich.

Der Richter lispelt wieder ein Wort, worauf der Henker und seine Knechte sich auf den Mann stürzen, ihn zu Boden werfen, der Länge nach ausstrecken und zum Theil entblößen; dann, neben ihm auf den Fersen kauernd, ertheilt ihm der Henker, während er mit lauter Stimme zählt, wenigstens 100 Bambushiebe. Ich gestehe, daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte, und mein guter Max schien mir in ähnlicher Verfassung. Die Anwesenden sahen uns mit dem Ausdrucke der Geringschätzung an. Einige lächelten verächtlich. Noch tönt das Geheul des Unglücklichen in meinen Ohren. Bald aber verstummt er. Er scheint nur eine leblose Masse. „Nun," sagt mein Bruder Max, „wird man zur Zermalmung der Knöchel schreiten."

Dies läßt aber der Zustand des Inquisiten nicht zu. Er wird also hinausgeschleppt. Wir athmen auf. Die Philanthropie meines guten Max freut sich des Aufschubes, aber als Cicerone hätte er gewünscht, mich die heutige Procedur der chinesischen Gerichtshöfe in allen ihren Phasen sehen zu lassen. Insofern mischte sich auch zu seiner Befriedigung im Beisatz gelinden Bedauerns.

Der junge Dieb und muthmaßliche Mörder wird durch zwei Herren von achtbarem Aussehen ersetzt: einen Kaufmann und einen Kommis; jener ein bejahrter, dieser ein junger, elegant gekleideter Mann. Sie sind des Salzschwaggels angeklagt. Nach einer tiefen Verbeugung vor dem Richter knieen sie nieder. Weder der eine, noch der andere scheinen bewegt. Der ältere Mann gesteht seine Schuld. Der Kommis vertheidigt sich.

Er habe nur den ihm ertheilten Befehlen gehorcht. Er wußte nicht, daß er das Gesetz übertrete. Wahr sei, daß er unter die Beamten Reis vertheilt habe. Aber ist es ein Verbrechen, Hungrige zu speisen?

Während er spricht, läßt ihn sein Principal, der nun anfängt, ängstlich zu werden, nicht aus den Augen. Durch ein Zeichen sucht er ihm Schweigen aufzuerlegen. Der Richter macht dem Auftritt plötzlich ein Ende. Er zieht eine große englische Uhr aus der Tasche, betrachtet sie aufmerksam und hebt die Sitzung auf. Die beiden Kaufleute werden weggeführt; ich vermuthe sie haben es sich ein gutes Stück Geld kosten lassen, um dem Bambus und Schlummerem zu entgehen. Ohne uns eines Blickes zu würdigen, geht der Richter mit seinem Gefolge ab; der Schreiber und der Dolmetscher packen Tintenfaß und Akten zusammen, der Henker und seine Knechte die Marterwerkzeuge. Alles geräuschlos und mit Methode. Dies Prätorium ist eine wohlorganisirte Hölle.

Das schleswig'sche Waddenmeer.

Von der schleswig'schen Westküste plaudert die „Kiel. Ztg.": „Unsere Watten, Dünen und Sandbänke haben eine Ausdehnung von 30 Quadratmeilen, davon entfallen 25 auf die Reste des alten Nordfriesland. Die in der Umgebung der nordfriesischen Inseln liegende Trümmerwelt war im Laufe des letzten Jahrtausend der Schauplatz der Zerstörung und Untergang. Schon 1606 waren hier nach Peter Sax 106 Kirchen untergegangen. Mit ihnen sanken beladene Dörfer in die Tiefe hinab, der Grund und Boden ging verloren, die Watten wurden der Kirchhof der Marschen. Wie aber über den Kirchhof unserer Todten jeder Frühling neues Leben ausgießt, so bringt auf den öde und todt erscheinenden Watten jede Fluth neues Leben. Die Wattströme, nach Breite und Tiefe, Tiefen, Lenen, Prielen, Gatten oder Leben genannt, durchziehen dann, vom frischen Nordwestwind geschwellt, das große Wattenfeld; nach kaum sechs Stunden ist dann gewöhnlich Ebbe der Fluthen. Alles überschaut, die Sturmfluthen ausgenommen, die Halligen und unbedeichten Marschländereien. Dann beleben Fische und zahlreiche kleinere Meerthiere, aber auch Robben und Meerschweine die zur Ebbezeit trocken liegenden Wattenwüsten. Vor und mit der Fluth flüchten die Seevögel: Möven, Seeschwalben, Austernfischer, Enten, Gänse und Reiher, der Küste, dem Ufer oder dem Strande zu, um später dem zurückweichenden, die Watten wieder bloslegenden, ebbenden Meerwasser nachzufolgen. Was sie dort wollen? Sie beleben einestheils die grauen und wüsten Gefilde, anderntheils aber gewinnen sie dem Meere die Beute ab. Zappelnde Fischlein und Würmlein und Krebslein dienen ihnen, wie die Muscheln und Schnecken, zur Nahrung. Aber auch der Mensch wagt sich auf das Wattenmeer. Als Schiffer und Fischer zieht er auf ihm dahin, seiner Hantirung nachgehend. Fische und Austern fallen ihm dann in's Netz, und auf der hochliegenden Sandbank ereilt den Seehund sein Geschoß. Als Schlickläufer begiebt sich der Mensch zur Ebbezeit in's Meer hinein. Dort stellt er Uferzäune mit Netzen auf, die die Fluth mit Schollen und Krabben füllt. Hier führt er das Netz mit der Hand im seichten Wasser vor sich her und die Garneele ist seine Beute. Wenn die Fluth kommt, macht er sich auf den Rückweg, versäumt aber nicht, noch in den schwarzen Tophesten, welche die Fluth zurückließ, eifrig zu suchen. Ein Stück Bernstein ist leicht aufgehoben. Wo aber das Meer einst Land raubte, welches Wald und Moorreste deckte, da gräbt er Torf zur Feuerung, er findet dabei wohl auch Hirschgeweihe und Eberzähne; wo dagegen die Natur Fingerzeige giebt, daß sie gewillt ist, geraubtes Land zurückzugeben, macht er Landgewinnungs-Vorrichtungen, um nach jahrelangen Mühen einen Theil des Grundes und Bodens zurückzuerhalten, der oft so schnell verloren ging. Ortskundige Anwohner des Meeres glauben, daß jetzt an vielen Stellen desselben derartige Arbeiten erfolgreich sein würden, wenn ihnen nur die nöthigen Geldmittel zu Gebote ständen, noch weiter in's Meer hinein, von Insel zu Insel oder zum Festlande hin vorzudringen: Sagt doch der Lateiner: „Gott hat das Meer, der Friese das Land gemacht!"

Die deutsche Hausfrau.

Die meisten deutschen Frauen sind tüchtige Hausfrauen. Nur im eigenen Hauswesen ist das deutsche Weib glücklich. Sie trägt, wie die Schnecke, ihr Haus mit sich herum, nicht auf dem Rücken, sondern im Herzen. Wenn sie einmal verreist, hat sie keine Ruhe, ihre Gedanken sind immer in ihrem Hauswesen, sie möchte so bald wie möglich wieder heim.

Wie flink und fleißig sie da ist! Was sie an einem Tage Arbeit bewältigen kann, das findet ihr Mann aus, wenn er ein paar Tage die Wirthschaft allein besorgen muß. Und wie sieht es im Hause aus, wenn sie wieder kommt! Alles in Unordnung, so daß es ihr leid thut fort gewesen zu sein.

Wie gedankenlos sind meist der Mann und die Söhne! Mutter, wo ist mein Hut? Mamma, hast du nicht den Schraubenzieher irgend wo gesehen? Frau, wo sind denn wieder die Kragenknöpfe hingekommen? So geht's den lieben langen Tag. Die Männer verlieren und verlegen alles, die Mutter soll wissen, wo jedes Ding ist. Und das Wunderbare an der ganzen Geschichte ist, sie weiß es auch. Hut ab, vor solcher Frau!

„Ehret die Frauen!" sagt der deutsche Dichter, und er hat auch gar nicht so unrecht. O, ihr brummigen Männer, die ihr so oft verdrießlich seid und an euren Frauen so viel zu tadeln findet, überlegt nur einmal, was sie Alles für euch thun. Wie mancher von uns ist sonst gegen alle Welt freundlich und kann vor den Damen so schön den Hut lüften, während die eigene Frau seinen Mißmuth alle entgelten muß! Und wenn sie dann, nachdem sie ihr Möglichstes gethan, und das oft unter großen leiblichen Gebrechen, auch einmal ein wenig verdrießlich wird, was gibt es da nicht mitunter Feuer im Hause! Die armen Frauen natürlich, die haben kein Recht, verdrießlich zu werden; aber wir, die Herren der Schöpfung, wir dürfen die Stirne runzeln, fest auftreten und dazwischen donnern. Uns steht es gar wohl an, wir sind Männer.

Noch eins. Wir Männer denken selten daran, aber wie manche Arbeit könnten wir den Frauen erleichtern! Unsere Frauen thun ja ihr Aeußerstes, sie wollen keine Zierpuppen sein; wenn wir aber eine zu schwere Bürde auf ihnen lassen, so brechen sie mit der Zeit zusammen. Was dann? Ist es nicht besser, wir greifen mit an, ehe es so weit kommt? Ja, es wäre schon viel, wenn wir uns in Acht nehmen wollten, daß wir ihnen keine unnöthige Arbeit machen.

Die meisten Frauen müssen nicht nur hinter den Kindern, sondern fortwährend auch hinter den Männern her aufräumen, Kleider, Hüte, Schuhe, was nicht alles. Der Mann denkt, wenn er überhaupt daran denkt: „Ach, das ist ja nur eine Kleinigkeit; das macht ihr ja gar keine Mühe." Ja, warum thust du's nicht selber, wenn's nur eine Kleinigkeit ist? Dieser Kleinigkeiten sind den Tag über so viele, daß es kein Wunder ist, wenn die arme Frau am Abend kaum noch auf den Füßen stehen kann.

Also: „Ehret die Frauen!"

Unvermuthet.

Von dem Wagen des [illegible] Gesundheitsamtes [illegible] Ueberfahren. Er reibt die Augen und murmelt, dem davonfahrenden Wagen nachblickend, vor sich hin: „Nanu! Det jeht mal 'n Witz jetzt!"